

dtv

Michel de Montaigne zählt mit seinen ›Essais‹, die 1580 bis 1588 in drei Bänden erschienen, zu den bedeutendsten Philosophen des Späthumanismus.

Im Jahre 1998 wurde sein aphoristisches Monumentalwerk in einer sensationellen Neuübersetzung von Hans Stilett vorgelegt. Aus der Fülle schöpfend, hat er die schönsten und treffendsten Aphorismen zur Lebenskunst zusammengestellt. Das Resultat ist ein wunderbares Buch, das geistreiche Hilfe für jedermann bietet. Die mitreißenden Ideen und überzeugenden Einsichten des Denkers und Sprachkünstlers, der zum Vorbild für Lichtenberg, Schopenhauer und Nietzsche wurde, haben über die Jahrhunderte nichts von ihrer Frische und Treffsicherheit verloren.

*Michel de Montaigne* wurde am 28. Februar 1533 auf Schloß Montaigne im Périgord geboren. Er stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie und genoß eine humanistische Erziehung. Nach dem Studium der Rechte fungierte er von 1557–1570 als Parlamentsrat, zog sich aber nach dem Tod seines Freundes La Boétie in das Turmzimmer seines Schlosses zurück, um zu schreiben. Es folgten Reisen durch Italien, die Schweiz und Deutschland. Von 1582–1585 war er Bürgermeister von Bordeaux. Der große Gelehrte, der sich bewußt von der Schulphilosophie fernhielt, starb am 13. September 1592.

MICHEL DE  
MONTAIGNE

Von der Kunst,  
das Leben  
zu lieben

Mit zahlreichen Abbildungen

Übersetzt, ausgewählt und herausgegeben  
von Hans Stilett

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Michel de Montaigne  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Von der Freundschaft (34248)  
Von der Macht der Phantasie (34642)  
Essais (59082)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Vollständige Ausgabe 2007  
5. Auflage 2012  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2005 Eichborn AG, Frankfurt am Main  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Bridgeman Giraudon  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13618-1

# INHALT

- VORWORT: DAS GROSSE JA  
> 7 <
- I LACHEND DIE WAHRHEIT SAGEN  
> 17 <
- 2 LESEN  
> 39 <
- 3 LIEBEN  
> 45 <
- 4 FREUNDSCHAFT UND GESELLIGKEIT PFLEGEN  
> 75 <
- 5 REISEN  
> 89 <
- 6 ESSEN UND TRINKEN  
> 105 <
- 7 TANZEN  
> 135 <
- 8 MODE UND LUXUS MIT AUGENMASS GENIESSEN  
> 141 <
- 9 MIT GELD VERNÜNFTIG UMGEHEN  
> 153 <
- 10 PRAXISBEZOGEN PHILOSOPHIERN  
> 163 <
- 11 DER EIGNEN ERFAHRUNG VERTRAUEN  
> 175 <
- 12 SCHLAFEN UND TRÄUMEN  
> 183 <
- 13 KULTUR UND KUNSTSINN DER »WILDEN«  
BEWUNDERN  
> 189 <

14	LEHRMEISTER TIER FOLGEN	> 213 <
15	KRANKHEITEN HÖFLICH BEHANDELN	> 247 <
16	DEN TOD NICHT FÜRCHTEN	> 263 <
	AUSFÜHRLICHE INHALTSÜBERSICHT	> 291 <

## DAS GROSSE JA

*Ich liebe das Leben und hege und  
pflege es so, wie Gott es uns zu  
geben gefallen hat*

Nichts brandmarkt Michel de Montaigne in seinen ESSAIS häufiger als die Manifestationen der menschlichen Vermessenheit. Schier unermüdlich spürt er ihnen nach, um sie bloßzustellen und seiner Verachtung preiszugeben. Ein Netzwerk ironisch zugespitzter oder in flammender Empörung vorge-tragener *Nein* scheint das ganze Opus zu grundieren:

*Nein* zu jeder Form von eingebildeter Größe und Erhabenheit (»Wir mögen auf noch so hohe Stelzen steigen — auch auf ihnen müssen wir mit unsren Beinen gehn«).

*Nein* zu Heuchelei und Verlogenheit (»In Wahrheit ist das Lügen ein verfluchtes Laster«).

*Nein* zu Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz (»Ich schäme mich, wenn ich sehe, wie meine Landsleute vor Verhaltensweisen zurückscheun, die den ihren entgegengesetzt sind«).

*Nein* zu jeder Form von Menschen- und Tierquälerei (»Ich habe einen grausamen Haß auf die Grausamkeit«).

*Nein* zu Krieg und Folter («Ich für mein Teil finde die Folter zutiefst unmenschlich, und zutiefst sinnlos obendrein«).  
*Nein* zur Vernichtung der »Wilden« und ihrer Kulturen («Wir übertreffen die *Barbaren* in jeder Art von Barbarei«).



Vor allem das schonungslose Anprangern der schändlichen Machenschaften und abscheulichen Verbrechen, welche die in seinem Land wütenden Religionskriege mit sich brachten, hätten Michel de Montaigne Kopf und Kragen kosten können: Die rückhaltlose Offenheit dieses praktizierenden Katholiken beobachteten die Kirchenoberen mit steigendem Argwohn, so wenn es in den ESSAIS heißt: »Wollte Gott, daß die allzugroßen Freiheiten, die ich mir beim Schreiben herausnehme, in unseren Menschen den Mut zu eigener Freiheit erweckten: über all die feige nur vorgeheuchelten Tugenden hinweg, diese Ausgeburten unsrer Mängel und Makel.«

So wurde dem »christlichen Heiden«, vielmehr »heidnischen Christen«, als den man ihn bald schon zu sehen begann, bei seinem auf der Italienreise erfolgten Besuch im Vatikan denn auch dringend nahegelegt, aus den ESSAIS dem Dogma widersprechende Begriffe wie *Zufall* und *Schicksal* herauszunehmen — worum er sich jedoch einen Teufel scherte, denn in der nächsten Ausgabe standen sie alle immer noch drin.

Gleichwohl wagte der Vatikan nicht, gegen ihn jene *Maßnahmen* zu ergreifen, denen sonst alle der Ketzerei Verdächtigten ausgesetzt waren — zu weit hatte sich sein Ruhm schon ausgebreitet und zu gewichtig war seine Rolle als unermüdlicher Vermittler zwischen den sich blutig bekriegenden Parteien geworden. Erst lang nach Montaignes Tod, im Jahre 1676 wagte man, die ESSAIS auf den Index zu setzen.

Doch auf andere Weise verfolgte man ihn um so härter. Nicht nur wurde er mehrmals überfallen und übel zugerichtet, sondern er mußte auch ständig mit weiteren Anschlägen rechnen. »Ich bekam die Widrigkeiten zu spüren,« schreibt er, »die eine gemäßigte Haltung in solch krankhaften Wirren mit sich bringt. Alle wollten mir etwas am Zeuge flicken: Dem Ghibellinen war ich ein Guelfe, dem Guelfen ein Ghibelline«. Und: »Was Bürgerkriege bedrohlicher macht als andre Kriege, ist, daß jeder von uns im eignen Haus Wache stehn muß ... Tausendmal habe ich mich zu Hause mit dem Gedanken schlafen gelegt, man könnte mich in dieser Nacht verraten und ermorden, und vom Schicksal erbat ich mir nur, dies möge ohne Entsetzlichkeiten und lange Qualen vor sich gehn.«

Und es kam noch schlimmer: »Vor und in meinem Haus bleckte plötzlich die Pest in ihrer böartigsten Form gegen mich die Zähne ... Schon der Anblick meines Hauses jagte mir Angst und Schrecken ein: Alles, was darin war, mußte ich schutzlos zurücklassen, jedem preisgeben, der es haben woll-

te ... Ich, der ich so gastfrei bin, sah mich größten Schwierigkeiten gegenüber, eine Zufluchtsstätte für die Meinen zu finden: eine verstört herumirrende Familie, die, selbst von Furcht ergriffen, ihren Freunden und Bekannten Furcht einjagte, überall auf entsetzte Abwehr traf.«

Überdies wurde er in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens von heftigen Nierenkoliken heimgesucht, die ihm immer grausamer zusetzten («Der Schmerz tobte in mir wie ein tollwütiges Tier«).

Als den größten Schicksalschlag seines Lebens empfand er jedoch den allzu frühen Tod seines Freundes Étienne de la Boétie, den er nie verwinden konnte. Noch mitten in seiner erlebnisreichen, seine Aufmerksamkeit fesselnden, ja ihn immer wieder in Hochstimmung versetzenden Italienreise wirft ihn die plötzliche Erinnerung an diesen Tod zurück in tiefste Trauer.

Was nun wäre verständlicher gewesen, als wenn all diese persönlichen Widerfahrungen im Bund mit den rundum andrängenden und von ihm beißend kommentierten Zeugnissen völliger Verkommenheit Michel de Montaigne zu einem Misanthropen gemacht hätten, zu einem verbitterten Lebensfeind?

Daß es dazu nicht gekommen ist, daß dieser unermüdliche Selbst- und Weltbeobachter sich von den Dunkelheiten unserer Existenz den Blick auf die lichten Seiten des Lebens nicht nur nicht trüben, sondern erst recht schärfen ließ: vom Vergehen aufs Entstehen, vom Leid auf die Lust, vom Unglück aufs Glück — davon legen die hier präsentierten Texte ein beredtes Zeugnis ab.

Montaignes stete Aufmerksamkeit nach allen Seiten hat nämlich dazu geführt, daß er die Phänomene der Welt *synästhetisch* wahrnahm und ihren Facettenreichtum in immer neuen Anläufen überdachte. Dabei ist ihm ein kompositori-

Die bildung der Finsternuß / oder bedunckelung der Sonnen vñ  
des Mons/ mit warer anzeigung der Jar/ tag und zeit/ darinn sie  
erscheinen/ vnd noch erscheinen werden/ wie volget.

1 5 5 6.			1 5 5 6.			1 5 5 6.		
Finsternuß des Mons.			Finsternuß des Mons.			Finsternuß der Sohen Klein		
Tag.	Stund.	Minut.	Tag.	Stund.	Minut.	Tag.	Stund.	Minut.
16.	14.	18.	2.	12.	52.	18.	2.	28.
des 12. Herbstmons.			des Aprilen.			des Aprilen.		
die halb werung.			die halb werung.			die halb werung.		
Stund. Minut.			Stund. Minut.			Stund. Minut.		
1. 14.			1. 18.			0. 23.		
Punct. 5. 33.			Punct. 10. 28.			Punct. bey nach einer.		



1 5 5 9.			1 5 6 0.			1 5 6 0.		
Finsternuß des Mons.			Finsternuß des Mons.			Bedunckelung der Sohen		
Tag.	Stund.	Minut.	Tag.	Stund.	Minut.	Tag.	Stund.	Minut.
16.	5.	30.	11.	17.	6.	21.	1.	19.
des Herbstmons			des Merzgen.			des Augustmons		
die halb werung.			die halb werung.			die halb werung.		
Stund. Minut.			Stund. Minut.			Stund. Minut.		
1. 52.			0. 51.			0. 54.		
Punct. 16. 20.			Punct. 2. 20.			Punct. 6. 41.		



sches Prinzip kosmischen Ausmaßes deutlich geworden: das des ständigen Wechselspiels von dunkel und hell — wie er es selber unübertrefflich sagt: »Unser Leben ist wie die Har-

monie der Welt aus Gegensätzlichem zusammengefügt, aus ungleichen Tönen: weichen und harten, hellen und dunklen, sanften und strengen. Ein Musiker, der nur die einen liebte — was hätte der uns schon zu sagen? Er muß sie vielmehr gemeinsam zu benutzen und recht zu mischen wissen: wie wir das Gute und das Böse, die beide unserm Leben wesenseigen sind.«

Und mehr noch: Nicht nur fügen sich die Gegensätze zur Harmonie der Welt zusammen, sondern sie dynamisieren sich hierbei auch wechselseitig, wobei die stärkere Triebkraft oft von der dunklen Seite ausgeht: »Die Maler«, so sein schönes Diktum, »durchschatten ihre Bilder, um deren Leuchtkraft zu erhöhen.« Gäbe es das Dunkle nicht, würden die Bilder folglich weniger stark leuchten — eine Erkenntnis, die sich auf Montaignes ganze Lebensphilosophie entscheidend ausgewirkt hat.

So erweitert er die Gültigkeit der Beispiele, die er aus dem ästhetisch-musischen Bereich anführt, sowohl in die Tugendlehre wie in die alltägliche Prosa der menschlichen Befindlichkeiten und Leiden hinein: »Gibt es etwas Wohligere als den nach den jähesten und schärfsten Koliken eintretenden Umschwung, wenn man durch den Abgang eines Steins aus äußerstem Schmerz blitzartig wieder ins strahlende Licht einer völlig beschwerdefreien Gesundheit versetzt wird? Gibt es in der durchlittenen Pein etwas so Niederdrückendes, das nicht durch die Freude einer solch plötzlichen Besserung aufgewogen würde? Wieviel schöner scheint mir die Gesundheit, wenn sie der Krankheit derart unmittelbar folgt, daß ich beide gleichzeitig im Blick habe und beobachten kann, wie sie sich mit ihrer vollen Rüstung um die Wette in die Brust werfen und einander den Platz streitig machen!

Wenn die Stoiker behaupten, die Laster seien zu dem guten Zweck in die Welt gekommen, der Tugend den Rück-

ken zu stärken und sie aufzuwerten, können wir mit größerem Recht und weniger kühn spekulierend sagen, die Natur habe uns den Schmerz zu Ehre und Nutzen von Schmerzfreiheit und Lust verliehn.«

Freilich kann das Dunkel auch übermächtig werden und sich zur völligen Verdrängung des Hellen rüsten. Wo und wann immer diese Gefahr droht, ist es Aufgabe des Menschen, ihr nach Maßgabe seiner Möglichkeiten entgegenzuwirken.

Wie man das zu unserm Wohle am besten ins Werk setzt, führt Montaigne uns anhand seiner Lese- und Lebenserfahrungen für die verschiedensten Situationen vor Augen: bald drastisch verkürzt, bald breit ausgefächert und bis ins kleinste differenziert — stets aber ungemein lebendig. Dabei sitzt ihm oft der Schalk im Nacken, denn seine spontane Ausspählust und die Spannweite seines sprachlichen Spieltriebs sind so groß, daß er nicht einmal vor Kalauern und, würde man heute sagen, *Stammtischwitzen* zurückschreckt. »Ich hasse«, sagt er, »einen mißmutigen Geist«; man müsse vielmehr nach besten Kräften »die Traurigkeit mindern und mehren die Freude«. Jenen Verdunklern des menschlichen Lebens und Zusammenlebens geht er daher aus dem Weg, wo immer er kann: »Ich fliehe finstre und zänkische Gemüter wie die Pest.«

Die eigentliche Grundierung seines ganzen Opus sind eben nicht jene eingangs angeführten *Nein*, sind nicht seine gegenüber den von Religion und Philosophie offerierten Sicherheiten geltend gemachten Prüfungsvorbehalte, die ihn als ausschließlichen Skeptiker abzustempeln scheinen (und bisher weitgehend abgestempelt haben) — die eigentliche Grundierung ist ein vorbehaltloses *Ja* zum Leben. Zu dessen Abgrenzung gegen alles *Lebensfeindliche* aber tragen die *Nein* wesentlich bei: Sie geben dem großen *Ja* eine um so deut-

lichere Kontur, damit es sich nicht im Unverbindlichen verliere.

In den Texten hier begegnen wir also einem Montaigne, der sich gleichsam auf der Südseite des Gebirgsmassivs seiner ESSAIS befindet, ein vorwiegend gelöster und heiterer, dessen Führung durch die Schönheiten dieser Landschaft wir uns daher aufgeschlossen anvertrauen sollten, ohne vor dem sich auch in die dunklen Täler der Nordseite öffnenden Blick zurückzuschrecken. In vieler Hinsicht ist dieser Montaigne, finde ich, der montaignischste.

Aus Welch bunter Mischung von einzelnen, selbst scheinbar wenig Wichtigem sich zuwendenden *Ja* setzt sich dieses eine große, dieses allumfassende *Ja* doch zusammen!:

*Ja* zum Lachen, denn »das Besondere unsres Menschseins besteht darin, daß wir zugleich des Lachens fähige und lächerliche Wesen sind«.

*Ja* zum Lesen, denn »die Bücher bieten denen, die sie recht auszuwählen wissen, viele Annehmlichkeiten«.

*Ja* zur Liebe, denn »keine Leidenschaft ist unabweisbarer als diese«.

*Ja* zu Freundschaft und Geselligkeit, denn »die Freundschaft bildet die Krönung der Gesellschaft«.

*Ja* zum Reisen, denn »die Verschiedenheit der Lebensweisen von einem Volk zum andern löst in mir nichts als Freude an solcher Vielfalt aus.«

*Ja* zum Essen und Trinken, denn sie sind »eine der wesentlichsten Verrichtungen unsres Lebens«, und »ein gutes Gastmahl ist ein festliches Vergnügen«.

*Ja* zum Tanzen, denn »die Grazie des Tanzes hängt nicht nur von der Bewegung der Füße ab, sondern auch von Liebreiz und Haltung der ganzen Person«.

*Ja* zum maßvollen Genuß von Mode und Luxus, denn »wenn

man die Kleidung auf ihren eigentlichen Zweck zurückführen wollte, dem Körper und seiner Bequemlichkeit zu dienen», würde man erkennen, daß von daher »ihre ursprüngliche Anmut und Angemessenheit« stammt.

*Ja* zum vernünftigen Umgang mit Geld, denn »Wohlstand und Bedürftigkeit hängen von der Einstellung jedes einzelnen ab«.

*Ja* zum praxisbezogenen Philosophieren, denn »die Philosophie hält ihre Lehren für jeden Menschen bereit, vom Kindesalter bis zum Wiederkindischwerden«.

*Ja* zur eigenen Erfahrung, denn »ob eines Kaisers oder eines einfachen Mannes Leben, stets ist es allem ausgesetzt, was Menschen begegnen kann«.

*Ja* zum Schlafen und Träumen, denn »ich glaube, daß Träume unsre Neigungen zutreffend interpretieren«.

*Ja* zu Kultur und Kunstsinn der »Wilden«, denn »es gibt keine bessere Schule für unsre Weiterbildung im Leben, als unserm Geist unausgesetzt die Mannigfaltigkeit so vieler anderer Daseinsweisen, Anschauungen und Gebräuche vorzuführen und ihn an diesem ewigen Wandel der Erscheinungsformen unsrer Natur Geschmack finden zu lassen.«

*Ja* zum Lehrmeister Tier, denn »in den meisten ihrer Werke erweisen sich die Tiere als uns überlegen«.

*Ja* zur Krankheit, denn »wehzuklagen, weil einem etwas zustieß, das allen zustoßen kann, ist unangebracht«, und überdies lassen uns die Krankheiten die Gesundheit um so dankbarer genießen.

*Ja* zu einer gelassenen Haltung gegenüber dem Tod, denn »da es gute Todesarten für Narren gibt, und gute für Weise, machen wir doch solche ausfindig, die gut sind für die Menschen dazwischen!«

Es ist diese das Dasein, Denken und Darstellen Montaignes so wesentlich prägende Kunst, das Leben zu lieben, die jedem Menschen in seinem jeweiligen Hier und Jetzt etwas zu sagen hat.

Keiner hat das klarer erkannt als Friedrich Nietzsche, und keiner angerührter bekannt: »Daß ein solcher Mensch geschrieben hat, dadurch ist wahrlich die Lust auf dieser Erde zu leben vermehrt worden«. Und: »Mit ihm würde ich es halten, wenn die Aufgabe gestellt wäre, es sich auf der Erde heimisch zu machen.«

Hans Stilett

*Die vorliegenden Texte sind folgenden Werken entnommen:*

*Michel de Montaigne: ESSAIS. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett (Die Andere Bibliothek, hrsg. von Hans Magnus Enzensberger), Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1998.*

*Michel de Montaigne: Tagebuch der Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland (kurz: Reisetagebuch), übersetzt, herausgegeben und mit einem Essay versehen von Hans Stilett, Eichborn AG, Frankfurt am Main 2002 (Eichborn Berlin).*

*Der häufige Wechsel zwischen »ich« und »er« in den Zitaten aus dem Reisetagebuch geht darauf zurück, daß dessen Niederschrift teils durch Montaigne selbst erfolgte, teils durch dessen Sekretär.*

*ES(S) = Seitenzahl(en) der Essais. RS(S): Seitenzahl(en) des Reisetagebuchs.*

*Zur besseren Lesbarkeit sind die Auslassungen nicht gekennzeichnet.*

*Die Zitate aus anderen Sprachen, vorwiegend der lateinischen, sind kursiv gesetzt.*

*Das Wechselspiel zwischen vollen und elidierten (d.h. um unbetonte »e« verkürzten) Wortformen dient der strengeren Rhythmisierung des Textes, um dessen Diktion Montaignes »langage coupé« anzunähern (»die Sprache, die ich liebe, ist kurz und bündig – auf dem Papier nicht anders als aus dem Mund«).*



sen Stand erheben und ihre Würde noch auf dem Klosett nicht ablegen.

Ich vermag ihnen nicht beizubringen, das ihnen geltende Hutabziehn von dem zu unterscheiden, das ihrem Amt, ihrem Gefolge oder ihrem Maulesel gilt. *Sie sind derart von ihrem Rang eingenommen, daß sie ihre Natur darüber vergessen.* So blasen und blähn sie ihre Seele und ihre natürliche Redeweise bis zur Höhe ihres Amtssessels auf. [ES. 509 /1-r]

Wenn man mich seinerzeit bei Erasmus eingeführt hätte, wäre es mir sicher schwergefallen, nicht all seine an den Diener oder die Wirtin gerichteten Anweisungen für Sinn- und Denksprüche zu halten. Wir stellen uns viel leichter einen Handwerker auf dem Abort oder seiner Frau vor als einen sich würde- und weisheitsvoll gebenden Präsidenten, denn wir meinen, von so hohen Thronen würde man sich nie dazu herablassen zu *leben*. [ES. 401/r]

Es ist höchste, fast göttergleiche Vollendung, wenn man das eigene Sein auf rechte Weise zu genießen weiß. Wir suchen andere Lebensformen, weil wir die unsre nicht zu nutzen verstehn; wir wollen über uns hinaus, weil wir nicht erkennen, was in uns ist. Doch wir mögen auf noch so hohe Stelzen steigen — auch auf ihnen müssen wir mit unsren Beinen gehn. [ES. 566/r]

*Ich habe bisher  
kein ausgeprägtes  
Monster und  
Mirakel gesehn  
als mich selbst*

Ich habe auf der ganzen Welt bisher kein ausgeprägteres Monster und Mirakel gesehn als mich selbst. Zeit und Gewöhnung machen einen mit allem Befremdlichen vertraut; je mehr ich aber mit mir Umgang pflege und mich kennenlerne, desto mehr frappiert mich meine Ungestalt, desto weniger werde ich aus mir klug.

Wenn ich meinen Bedienten schelte, tue ich das aus Leibeskräften, und die Verwünschungen sind ernstgemeint und alles andre als gespielt; ist aber das Donnerwetter vorbei und er bedarf meiner, werde ich ihm gern helfen: Das Blatt hat sich bei mir im Nu gewendet. Heiße ich ihn einen Esel oder Hornochsen, so nicht in der Absicht, ihm diese Ehrentitel auf Lebenszeit anzuhängen; und ich glaube mich auch nicht Lügen zu strafen, wenn ich ihn kurz danach einen braven Kerl nenne. Keine Eigenschaft ergreift je voll und ganz von uns Besitz. Wäre es nicht das Benehmen eines Narren, Selbstgespräche zu führen, würde kein Tag, ja keine Stunde vergehn, da man mich nicht mich selber anknurren hörte: »Du Scheißkerl!« Und doch sehe ich mich damit nur unvollkommen definiert. [ES. 123/r]

Bei meinen Untersuchungen unserer Beweggründe und Verhaltensweisen sind mir die erdichteten Zeugnisse, soweit sie möglich scheinen, ebenso dienlich wie die wahren. Geschehen oder nicht, in Paris oder Rom, dem Hinz oder Kunz — stets zeigen sie mir, wozu Menschen fähig sind, und das zu wissen ist mir nützlich: Ich sehe mir jedes Beispiel an und ziehe hieraus, ob Wirklichkeit oder deren Schatten, meinen Gewinn; und von den verschiedenen Lesarten, die solche Geschichten oft bieten, bediene ich mich der jeweils ungewöhnlichsten und denkwürdigsten.

Es gibt Schriftsteller, deren Ziel darin besteht, zu erzählen, was geschehen ist. Das meine wäre, wenn ich es vollbringen könnte, zu erzählen, was geschehen *kann*. In den Schulen ist es mit Recht sogar erlaubt, sich mit Analogien zu behelfen, wenn keine Beispiele zur Hand sind. So weit gehe ich jedoch nicht, sondern übertreffe in dieser Hinsicht an Gewissenhaftigkeit alle historische Treue. Bei den Fällen, die ich hier aus dem heranziehe, was ich gelesen oder gehört, gesagt oder getan habe, bin ich nie der Versuchung erlegen, auch nur die ne-

bensächlichsten Dinge zu ändern. Wissentlich verfälsche ich kein Jota, ob unwissentlich — das weiß ich nicht. [ES. 59/1-r]

Das Recht zu entscheiden, ob wundersame Begebenheiten Glauben und Verbreitung finden, bleibt im wesentlichen Fortuna vorbehalten. Als ich vorgestern zwei Meilen von meinem Haus durch ein Dorf kam, fand ich den Ort noch in fiebernder Erregung, weil gerade ein vermeintliches Wunder aufgefliegen war; mehrere Monate lang hatte es die Nachbarschaft schon in Atem gehalten und selbst die angrenzenden Provinzen in Unruhe versetzt, so daß Menschen aller Schichten in hellen Scharen herbeizuströmen begannen.

Es ging um folgendes: Ein junger Einheimischer hatte sich eines Nachts einen Spaß daraus gemacht, in seinem Haus eine Geisterstimme nachzuahmen — an nichts Schlimmeres dachte er hierbei, als sich eben für den Augenblick zu vergnügen. Da ihm die Sache jedoch über Erwarten gut gelang, nahm er, um in seiner Posse noch mehr Register ziehn zu können, ein Mädchen aus dem Dorf hinzu, ein einfältiges und stockdummes Ding; und am Ende waren sie gar zu dritt, in gleichem Alter und von gleichem geistigen Format.

Anfangs verkündeten sie ihre Botschaften lediglich in den Häusern der Leute, dann aber auch öffentlich, indem sie sich unter dem Altar der Kirche verbargen, ihre Stimmen nur bei Nacht ertönen ließen und streng untersagten, Licht herbeizubringen. Von Worten, in denen von der Bekehrung der Welt und dem drohenden Jüngsten Tag die Rede war (denn das sind Dinge, hinter deren ehrfurchtgebietender Hoheit Bauernfängereien am leichtesten Unterschlupf finden), gingen sie zur Vorführung von allerlei spukhaften Erscheinungen über, die so läppisch und lachhaft waren, daß sich kaum etwas derart Plumpes im Spiel kleiner Kinder findet.

Hätte das Schicksal den Schwindel nur ein klein wenig begünstigen wollen, wer weiß, bis zu welchem Ausmaß er ge-